

Querverlag

Corinna Waffender

Laut gedacht

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2008

Autorinnenfoto: © Stephanie Junker (www.stephaniejunker.de)

Lektorat: Regina Nössler

Erste Auflage März 2008

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von getty images.

Druck und Weiterverarbeitung: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH & Co. KG

ISBN 978-3-89656-152-7

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Sie sollte die Fenster putzen, der Sturm der letzten Tage hat hässliche Spuren hinterlassen. Die Abdrücke schmutziger Wassertropfen trüben den Blick auf die bunten Blätter, auf die Jahreszeit, die sie von allen am liebsten mag. Hanna nimmt das Aufnahmegerät vom Tisch, räuspert sich und drückt den Knopf mit der winzigen Aufschrift *rec.* Sie wartet noch zwei Atemzüge lang. Dann beginnt sie zu sprechen, den Blick auf die allmählich kahl werdenden Bäume gerichtet, deren Äste bis zu ihr hinauf in den dritten Stock reichen.

„Sascha. Dein Name ist wie ein Versprechen. Er riecht nach langen Spaziergängen, nach feinem glatten Leder und geröstetem Kaffee hinter beschlagenen Scheiben. Ich weiß nicht, warum ich schon von Weitem hoffte, die Ampel würde rot bleiben, bis ich sie erreicht hätte. Weshalb ich bei dem Anblick deiner Silhouette im strömenden Regen das Bedürfnis hatte, schützend den Schirm über dich zu halten. Woher ich den Mut nahm, es auch wirklich zu tun. Du warst nur ein klein wenig erstaunt, du bist nicht erschrocken, es hat dich eher amüsiert, dass ich meinen Arm strecken musste, um das mit schwarzem Stoff straff bespannte Metallskelett über unseren Köpfen zu balancieren. Als die Ampel auf Grün schaltete, gingen wir zusammen über die Straße, du passtest dich dem Tempo meiner Schritte an, als hätten wir denselben Weg. Mir schien deine Jacke zu dünn für September, es war kühl an diesem allerersten Mittwoch, an dem eine neue Zeitrechnung begann. Schon bevor wir die andere Straßenseite erreichten, fürchtete ich den Augenblick, in dem sich unsere Wege wieder trennen würden, dabei kannte ich nicht mehr von dir als

den flüchtigen Duft deines Parfums und den Schwung deiner Arme beim Gehen. Wir blieben stehen. Ich deutete mit der freien Hand nach vorne und sagte dir, ich ginge weiter geradeaus. Ein kurzes Nicken und wir liefen schweigend nebeneinander her. Du hieltest dich am Riemen deiner Tasche fest und ich mich am Regenschirm, den ich erst ein paar Tage zuvor einfach mitgenommen hatte. Er hatte im Schirmständer einer Kantine gestanden und mich an Pan Tau erinnert. Der stumme Gentleman mit der Melone und dem Stockschild, der durch eine streichende Bewegung über seine Hutkrempe zur kleinen Puppe werden konnte, hätte dort niemals gegessen. Weswegen es mir weniger schlimm vorkam, den Schirm zu stehlen. Ich stellte mir vor, dass der Besitzer schon lange tot und der Schirm über Jahre stehen geblieben wäre, denn wer will heute noch ein schweres Monster mit Holzgriff und umständlicher schwarzer Bespannung, robust und in keiner Hinsicht kleinzukriegen? Einen solchen Schirm steckt man nicht vorsichtshalber in die Tasche, man tritt damit einem Wolkenbruch selbstbewusst entgegen.

Ehrlich gesagt war ich an diesem Morgen nur vor die Tür gegangen, weil es schüttete und ich mein Diebesgut ausprobieren wollte. Als ich den Schirm aufspannte, erschrak ich über seine Spannweite, ich verlor mich darunter. Vielleicht kam ich deshalb auf die Idee, mich dir zu nähern. Doch es ist schöner zu glauben, das Schicksal hätte mich getrieben und mir nicht erlaubt, dich im Regen stehen zu lassen.“

Bert hört die Klingel, den Schlüssel in der Wohnungstür, doch diesmal geht er ihr nicht entgegen. Er wartet in der Küche auf sie. Das Essen hält er im Backofen warm. Sie riecht den Bestechungsversuch schon im Flur: Rosenkohl im Römertopf.

Sie sitzen am Tisch. Die Lampe, denkt sie, hängt einfach zu tief, der Lichtkegel bestrahlt das Gemüse, als wollte er es röntgen. Der Messingrand kürzt Berts Kopf empfindlich. Sie stochern im Essen herum, verwüstetes Land auf unschuldigem Teller.

„Ich muss mit dir reden“, sagt er.

Hanna nickt.

Dann bricht es aus ihm heraus und die Worte gruppieren sich um den elektrischen Heiligenschein wie Magnete.

„Du weist mich nur noch zurück. Wenn ich dich berühren will, weichst du aus, als wären meine Hände fremde Wesen. Weißt du, wie lange wir uns nicht mehr geküsst haben?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Das kannst du auch nicht wissen, es ist schon zu lange her. Nichts existiert mehr zwischen uns. Du entziehst mir alles, was du mir jemals geschenkt hast.“

„Geschenkt?“, fragt sie und versucht, den Rand der Lampe auf die Höhe seiner Augen zu bringen.

„Ja, geschenkt. Du hast dich mir hingegeben, mich leidenschaftlich gewollt. Du hast gesagt, mit mir sei es etwas ganz Besonderes. Und plötzlich willst du es nicht mehr. Ohne Erklärung. Als ob du dich vor mir schützen müsstest.“

Er beugt sich nach vorn und sein Haar glänzt im Licht.

„Du bist so anders.“

„Ich bin immer anders.“

Anders anders, denkt er.

Ja, denkt sie.

Sie lehnt sich zurück, legt die Hände links und rechts neben den Teller. Ihre Lider sind schwer und das Summen im Kopf wird lauter. Das alte Lied.

Er macht weiter. „Du kannst mir doch nicht einfach alles wieder wegnehmen und so tun, als wäre nichts geschehen.“

„Ich nehme dir nichts weg. Du kannst alles behalten. Aber ich bin bankrott. Ich kann dir nicht einmal mehr was leihen.“

„Du bist verrückt, Hanna.“

Sie schließt die Augen. Sie könnte auf der Stelle einschlafen.

„Du sagst nichts mehr. Du verschwindest immer mehr. Was ist mit dir?“

„Ich bin“, sagt sie und weiß nicht, was sie ist.

„Verliebt?“ Er spuckt das Wort aus wie Gift.

Sie schweigt.

„Kenne ich ihn?“

Sie antwortet nicht.

„Ich kenne ihn also.“

Sie steht langsam auf, schiebt mit den Kniekehlen den Stuhl zurück.

„Ich will nicht mehr“, sagt sie unvermittelt.

Wie gerne würde er ihr eine Szene machen. Schnauben. Brüllen. Drohen. Aber er kann das nicht. Er will bloß zurück in ihre Arme. Zurück in die Furche zwischen ihren Brüsten, in die seine Nase, seine Stirn, seine Augen passen, als wäre sie nur für ihn gemacht. Zurück in die Nächte, an die sie sich nicht mehr erinnert. Er verliert sie an die Zeit. An ein Phantom, das kein Gesicht hat. Nur deshalb fragt er nach einem Namen.

Sie zögert. Er drängt.

„Sascha“, sagt sie schließlich und der Klang ihrer Stimme breitet sich unaufhaltsam zwischen ihnen aus, schiebt sich zwischen ihre beiden Körper und versperrt jeden Fluchtweg.

Einen Augenblick lang steht sein Mund unbeweglich offen. Dann schnappt er nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Bevor seine Arme in dem kalten Brei aus Rosenkohl, Kartoffeln und Käse landen, hat sie ihre Jacke vom Stuhl genommen.

„Lass mich“, sagt Hanna, „einfach los“ und geht zur Tür. Bert antwortet nicht. Er liegt im Essen und schluchzt.

*

Feierabend. Eigenartiges Wort. Als ob Menschen nach der Arbeit aus ihren Büros stürmten und Freudentänze aufführten. Von wegen. Dabei hatte auch Julia es früher nicht abwarten können, ihr Büro zu verlassen. Anders als ihre jüngeren Kollegen heute, die dem After-Work-Chill-out entgegenfiebern, um sich bei gelockerter Krawatte gegenseitig zu erzählen, wie wichtig sie sind.

Als Julia vor über zehn Jahren bei F&C angefangen hatte, war es der Gedanke an etwas anderes gewesen, der sie trotz der Papierberge, die sich auf ihrem Schreibtisch türmten, der vielen Telefonate, die sie führen, und der Meetings, an denen sie teilnehmen musste, wieder und wieder auf die Uhr blicken ließ, bis es endlich fünf war. Bis sie die gläserne Tür mit dem schwarzen länglichen Griff hinter sich schließen, den Aufzug nach unten nehmen konnte, im Spiegel noch einmal die Frisur überprüfte, um schon in der Eingangshalle nach ihr Ausschau zu halten. Wenngleich sie wusste, dass Sascha im Auto warten würde, eine Straße weiter. Während der Fahrt zu Julias Wohnung berührten sich nur ihre Hände, verrieten einander, dass sie mehr wollten, als nur mit den Fingern zu spielen. Doch erst, wenn Julia die Wohnungstür geöffnet und Sascha sie hinter sich geschlossen hatte, wurden sie zum Liebespaar. Viertel vor sieben. Sascha hat sie schon eine Ewigkeit nicht mehr abgeholt, in einer halben Stunde beginnt der Yoga-kurs im Fitnesscenter um die Ecke und sie verspürt nicht die geringste Lust, sich vom Schreibtisch wegzubewegen. Die Etage ist menschenleer, niemand sitzt an einem Freitagabend um diese Zeit noch im Büro. Außer ihr, Julia Rückert, seit einigen Monaten in die Chefetage befördert, seit ein paar Tagen niedergeschlagen.

Das Telefon klingelt, sie schaltet den Anrufbeantworter ein, stellt den Apparat leise, lehnt sich zurück. Ihr Büro ist geschmackvoll eingerichtet: dunkelroter Teppichboden, braune Ledersessel, funktionale Aktenschränke, das Sideboard, auf dem immer frische Blumen stehen. Ihr großer Schreibtisch mit dem schwarzen Flachbildschirm und der ledernen Unterlage, auf der die ergonomisch geformte Maus liegt. Die Aussicht auf die Stadt ist nicht gerade mit der Manhattan Skyline zu vergleichen, aber die meisten ihrer Freunde und Bekannten würden sagen, sie habe es geschafft. Eben nicht in New York, aber immerhin in der Berliner Dependence.

Nur sie alleine weiß, dass das nicht stimmt. Sie kann gar nicht ankommen, denn sie hat den falschen Weg genommen. Kein Ziel, das sie erreicht, kann sie darüber hinwegtrösten, dass sie niemals aufgebrochen ist, um ihren Traumberuf zu ergreifen. Doch wenn sie die Augen zusammenkneift, kann sie sich vorstellen, der Rollschrank wäre eine Instrumentenablage, das Sideboard vielleicht eine Liege. Auf dem Schreibtisch könnten sich ebenso gut Befunde stapeln und sie wäre erschöpft nach einer anstrengenden, aber erfolgreich verlaufenen Operation am offenen Herzen. Eine gute Ärztin hätte sie werden können, da ist sie sicher. Dr. Julia Rückert hätte mit Blutwerten ebenso jongliert wie heute mit Aktienkursen, hätte mit derselben ruhigen Hand Menschenleben gerettet, mit der sie nun Unternehmen vor dem finanziellen Ruin bewahrt.

Ihre Abiturnoten waren gut genug, um Medizin zu studieren, doch sie war zu wenig mutig, sich ihrem Vater zu widersetzen. Sie sollte in seine Fußstapfen treten, einen Juristen oder Banker heiraten, damit das Familienunternehmen weitergeführt würde. Julia hätte nicht sagen können, weshalb, aber sie hatte schon als Teenager gespürt,

dass aus seinen Plänen nichts werden würde. Obwohl sie versucht hatte, seine Kleine zu bleiben, als sie ihm schon über den Kopf wuchs. In den Jahren im Internat, während ihrer gemeinsamen Urlaubsreisen und auch dann noch, als sie schon erwachsen war.

Wo wäre ich wohl heute, überlegt sie und malt dabei große Fragezeichen auf einen weißen Notizblock, wenn ich wirklich Medizin studiert hätte?

Sie hätte sich viel früher mit ihrem Vater überworfen, aber möglicherweise würde sie noch mit ihm sprechen. Oder wieder. Sie hätte die Kleinstadt, in der sie bekannt war wie ein bunter Hund, bereits als Studentin verlassen, wäre vielleicht in ein anderes Land gezogen. Ärzte ohne Grenzen. Doch selbst wenn sie eines Tages in Berlin gelandet wäre, hätte sie niemals als knapp Dreißigjährige eine solche Anzeige aufgegeben: *Suche Frauen, für die Geld keine Männersache ist.*

Wenn sie mit achtzehn ihren Willen durchgesetzt hätte, wenn sie nun nicht als angesehene Finanzberaterin und Anlageprofi, sondern als Chirurgin in den regnerischen Abend hinausginge, wäre sie dann jemals Sascha begegnet?